Hélène Cixous, Cécile Wajsbrot

Eine deutsche Autobiographie

Passagen Verlag

Die in Frankreich aufgewachsene Cécile Wajsbrot lernte Deutsch in der Schule, um das Jiddisch zu verstehen, das ihre Großmutter sprach. Hélène Cixous, die ihre Kindheit in Algerien verbrachte, wuchs mit dem Deutsch ihrer Mutter und Großmutter auf – Sprache der Vertrautesten, Sprache von Geflüchteten, deren Kenntnis jedoch, einmal in der Schule, von der Deutschlehrerin angefochten wird. Unhintergehbare Mehrsprachigkeit, Sein zwischen den Sprachen und mit den Sprachen: Am Schnittpunkt von persönlichem und literarischem Zeugnis denken die beiden Autorinnen hier mit den vielsprachigen Stimmen ihrer Familien und der Literatur über Einschreibungen des Vergangenen in die Gegenwart nach, über den Umgang Frankreichs und Deutschlands mit der Geschichte, über vergangenen und drohenden Verlust. Sie geben ein anschauliches Beispiel dafür, wie das literarische Erinnern auf die Gegenwart antworten und diese auf eine Weise gedacht werden kann, dass sie ihre Verantwortung für die Zukunft wahrnimmt.

Hélène Cixous, geboren 1937 in Algerien, lebt als Schriftstellerin und Professorin in Paris.

Cécile Wajsbrot, 1954 in Paris geboren, ist Schriftstellerin und Übersetzerin.

EINE DEUTSCHE AUTOBIOGRAPHIE

PASSAGEN FORUM

Hélène Cixous,
Cécile Wajsbrot
Eine deutsche Autobiographie

Aus dem Französischen von
Esther von der Osten

Passagen forum
herausgegeben von
Peter Engelmann

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe
Titel der Originalausgabe: *Une autobiographie allemande*
Aus dem Französischen von Esther von der Osten

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.

INSTITUT FRANÇAIS
DEUTSCHLAND

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de/ abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7092-0550-1
2., überarbeitete Auflage 2023
© 2016 by Christian Bourgois Editeur (Erstausgabe)
© der dt. Ausgabe 2019 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
Grafisches Konzept: Gregor Eichinger
Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
http://www.passagen.at
Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn

Manche Bücher warten auf den Tischen der Buchhandlungen, in Bibliotheksregalen, bis die Zeit kommt, sich zu bekunden. Dann trifft ihr einsamer Strahl umso heftiger, weil er, aus der Zeitenfolge gelöst, zeitlos geworden ist, einzigartig. Ich habe *Osnabrück* ein paar Jahre nach seinem Erscheinen gelesen, ich habe es nach anderen Büchern von Hélène Cixous gelesen, obwohl es vor ihnen geschrieben war, außerhalb von Chronologie und Zeit. Den Namen kannte ich jedoch, denn er war jenen anderen Texten eingeschrieben, und als ich auf der Zugfahrt nach Berlin, wo ich einen Teil meines Doppellebens lebte – und noch lebe –, in Hannover in der Reihe der Anschlussmöglichkeiten diese Stadt, Osnabrück, aus dem Lautsprecher tönen hörte, war ihr Name untrennbar mit einem anderen Namen verbunden, Hélène Cixous. Gelesen, erst später gehört, gelesen, erst später gesehen, vor einigen Jahren auf einem Bahnsteigschild des Osnabrücker Hauptbahnhofs, wo ich zu einer Lesung im Felix Nussbaum Museum ausgestiegen war. Dort aber begleitete mich, trotz Nussbaum, dem heute neu gefeierten Maler von dort, trotz Erich Maria Remarque, ebenfalls in Osnabrück geboren – sollte den vor 1933 in dieser Stadt Geborenen das Los des Aufbruchs, der Flucht ins Ausland beschert gewesen sein? Nussbaum starb 1944 in Auschwitz, Remarque, glücklicher, 1970 in Locarno –, trotz ihrer Gegenwärtigkeit, ihren Museen, begleitete mich ein anderer Name durch die Straßen der

Stadt. Osnabrück – zum ersten Mal las ich den Namen wohl in *Benjamin à Montaigne*, vielleicht in diesem Satz: „Ich sehe es, sagte ich mir, die Vergangenheit Osnabrück hatte, anstatt weiter in Deutschland zu verrotten, einmal vom Geräusch ihrer Schritte geweckt, begonnen [...] ihnen zu folgen“[1] – „ihnen“ heißt Eve, Hélènes Mutter, und Eri, ihre Tante, die ebenfalls aus Osnabrück fortgegangen sind. Ja, dort, da war er mir wohl zum ersten oder einem der ersten Male erschienen, vor dem Buch *Osnabrück* jedenfalls, das weniger von der Stadt spricht als von derjenigen – Eve –, die sie verließ. „Das bestürzte Gesicht, das meiner Mutter entgleitet, wenn sie den Namen Osnabrück sagt, wie man am Ufer der See einen Knochen findet, den ein verschwundener Walfisch hinterlassen hat.“[2]

Hélène und Osnabrück, das Thema hatte seine Variationen, Deutschland, Vergangenheit – eine gewisse Vergangenheit: dieser Satz, wiederum in *Benjamin à Montaigne*: „der größte Irrtum besteht darin zu denken, dass die Geschichte, von der siebzig Jahre lang keiner spricht, etwas Abgeschlossenes und Zerfallenes ist“[3]. Da waren auch die Wörter der deutschen Sprache, die in Kursivschrift die Seiten zierten, und dann Dinge des deutschen Lebens – etwa die Bedeutung des Spargels.

Zwar war zuvor *Or* erschienen, zwei Jahre vor *Osnabrück*, das Buch des Vaters, das Buch der Mutter, Algerien, Deutschland. Zwar war der Mittelmeerraum in der kollektiven Vorstellungswelt Frankreichs gegenwärtiger, mehr in Erzählungen verwebt, ein häufiger besuchtes und weitläufigeres Gebiet als der Rhein. Aber das erste Buch von Hélène Cixous, das ich gelesen hatte, hieß *Angst*, ich konnte nichts dafür, und so hatte diese Werklinie sich mir eingeprägt. Lauter Echos hallten da wohl in mir wider, deren Familie von ferner kam, doch hatte die Geschichte sie über Deutschland geführt, wo auch

eine Zwillingssprache des Deutschen gesprochen wurde – das Jiddische –, und ich selbst lebte – Zufall des Lebens oder nicht – seit Jahren einen Teil meiner Zeit in Berlin. Man versucht zu erklären, aber das Wesentliche entgeht uns.

Ich bin Hélène durch einen gemeinsamen Freund begegnet, Frédéric-Yves Jeannet, mit dem mich ein Gefühl von Exil verbindet, das aus seinen Büchern spricht. Auch wenn mir der genaue Inhalt unseres ersten Gesprächs heute entfallen ist, war wie in den folgenden, das weiß ich, von Deutschland die Rede, von Berlin, woher ich kam, wohin ich bald wieder aufbrechen würde. Wir sahen uns nicht oft, aber regelmäßig, ich im Aufbruch nach Berlin, Hélène neugierig auf Nachricht aus Deutschland, und am Himmel von Paris, der für eine Weile verblasste, zeichneten sich die Konturen einer anderen – lebendigeren – Stadt, eines anderen – offeneren – Landes ab. Als Hélène mir von verschiedenen Einladungen erzählte, Gespräche und Kolloquien zu Algerien, zum Mittelmeerraum, konnte ich nicht umhin zu denken: und Deutschland, warum nie Deutschland?

Auf der anderen Seite meines Lebens kam mir, wenn ich die Gelegenheit hatte, von Literatur zu sprechen, wenn man mich in Deutschland fragte, welche zeitgenössischen französischen Autoren …, sogleich der Name Hélène Cixous, und man kannte sie, sicherlich, aber nur wenige Bücher von ihr waren übersetzt. Bei einem Gespräch mit einem Freund, Gernot Krämer, Redakteur der Zeitschrift *Sinn und Form*, strömten die unterirdischen Flüsse plötzlich zusammen und mündeten bei mir in die Idee, warum nicht mit Hélène ein Gespräch über Deutschland führen, über die deutsche Sprache, ihren Stellenwert. Ich wusste nicht, ob sie Lust darauf haben würde, und als ich ihr bei meiner Rückkehr nach Paris die Frage stellte, bemerkte ich, dass ich sonderbar an der Idee

hing – vielleicht weil ich im Widerhall auf die Frage in *Si près* „Cixous, was ist das für ein Land?“ geantwortet hätte: Wäre es eine Stadt, dann wäre es jedenfalls Osnabrück.

Hélène war einverstanden unter der Bedingung, dass die Fragen und Antworten sich ohne Ungeduld und Druck in die Freiräume schieben ließen, die sich mitunter in der Zeit auftun. Wir würden uns schreiben, eine Flaschenpost, die eines Tages aufgelesen werden würde. Ganz gleich jedoch, an welchem Strand, am Ufer welcher See sie stranden würde, sie würde ihre Bestimmung erreichen. „Ich habe so sehr in Angst*[4] gelebt, dem Land, wo die seltsamen Irrlichter leben. Und tatsächlich liegen jene prähistorischen ‚Städte‘, die die Triebe und Leidenschaften sind, in meinem inneren Deutschland“, schreibt Hélène Cixous zu Beginn des Gesprächs. Und so wäre dies hier vielleicht der Versuch, eine Brücke zwischen einem inneren und einem äußeren Deutschland zu schlagen, zwischen den fließenden Klängen der Sprache und einer allzu soliden Orthographie, auch zwischen den Zeiten, den Ks, von Kleist zu Kafka, den Sprachen, die sich mischen, Deutsch, Französisch, Englisch, in denen Städtenamen wie Köln, Hamburg, Manchester oder New York widerhallen.

Wir würden einander schreiben und die Briefe per Post schicken, weil wir Zeit hatten, nichts drängte die gestellte Frage, sich zu setzen, sie konnte in der Schwebe bleiben und einmal empfangen konnte sie noch einmal warten, und genauso hatte die Antwort Zeit, sich den Weg zur folgenden Frage zu bahnen. Einige Hin und Her vom Norden in den Süden von Paris, vom Osten in den Westen Europas, von einem Frühling in einen Herbst, und zwar von Mai bis November 2012.

So passte es im Grunde gut, dass das Gespräch in seiner ersten Gestalt in Deutschland, auf Deutsch erschien. Aber die Zeitschrift schlug ihr Maß vor, ein Dutzend Seiten – kann man denn am Ufer haltmachen, wenn man sieht, wie weit die

Landschaft sich noch erstreckt? Als seine erste Fassung 2014 in der März/April-Nummer von *Sinn und Form* erschien, hatten wir unser Gespräch bereits wieder aufgenommen – immer schriftlich, bisweilen mit langen Intervallen – und Dominique Bourgois, der ich eines Tages von diesem Abenteuer erzählt hatte, war sogleich bereit gewesen, es bei sich aufzunehmen. Die Fortsetzung fand zwischen April 2013 und Mai 2014 statt. Der erste Zeitabschnitt, derjenige der Zeitschrift, hörte bei der Erwähnung der Mauer auf. Den Einschnitt jedoch macht nicht diese Mauer. Der Schnitt ereignet sich zwischen dem Brief vom 16. Juni und dem vom 10. Juli. Es ist Eve – es ist ihr Tod. Im letzten Brief vor dem Abgrund schrieb Hélène: „Aber *der Schmerz*, oh! ich mache mich auf ihn gefasst. Er schwelt im Deutschen. Seit Jahren nehme ich das Deutsche für meine Mutter oder umgekehrt. Vor drei oder fünf Jahren schauderte mich bei dem Gedanken, dass mir drohte, beide zusammen zu verlieren. Ich habe mir eine Welt ohne das *Maman-Allemand* vorgestellt und sie lebhaft abgelehnt. Ich habe ein Heft angefangen, um all die vertrauten Wörter zu notieren, von denen ich ahnte, dass sie mir entrissen werden sollten, vielleicht so wie mit einem toten Krieger auch seine Pferde und Waffen verbrannt werden. Ich bin in Angst und Schrecken. Ich ahne, fühle schon die dumpfe Grausamkeit einer abgeschnittenen Zunge." Ein paar Jahre zuvor ist in *Hyperrêve* dieser Satz zu finden: „Mit einem Schlag, aber ich habe es in dem Moment nicht gemerkt, bin ich unter die Herrschaft der letzten Zeiten geraten, ich meine die allerletzten Zeiten, jene, die kommen werden."[5] In *Corollaires d'un voeu* trägt die Zeit einen anderen Namen. „Hier ist jetzt die Zeit der Literatur." Auch in dieser *deutschen Autobiographie* ist es, zu beiden Seiten des Schnitts, das Schreiben, das erlaubt fortzufahren, dem mäandernden Lauf zu folgen, Hindernisse zu überwinden – *The End of the World* umzuwandeln in *The Hand of the World*.

Eine letzte Szene noch. Seit Beginn des Gesprächs hatte ich den Gedanken, diesen Text – den, der in der deutschen Zeitschrift erschienen ist – mit Hélène in Osnabrück zu lesen ... Ihn zum Anlass zu machen, damit Hélène nach Osnabrück kommt. Überspringen wir die Einzelheiten, heben wir nur hervor, dass Andrea Grewe sich sehr dafür eingesetzt hat, um endlich zu jenem Abend im April 2015 zu gelangen, als wir vor dem vollen Saal des Osnabrücker Theaters saßen und lasen, in Deutschland, auf Deutsch. Ich erlebte die Szene und zugleich schaute ich ihr zu. Ich hörte Hélène in Deutschland auf Deutsch von Deutschland sprechen, ich hörte die Schauspielerin auf Deutsch einen Auszug aus *Benjamin à Montaigne* lesen, das von Osnabrück sprach, das Osnabrück sagte. Ich schaute den Osnabrückern zu, wie sie diesen Seiten lauschten, die aus Frankreich kamen und ihrer Stadt die Dimension eines Mythos verliehen, und dann die letzte Seite des Buches *Osnabrück*, von Hélène auf Französisch gelesen, das so begann: „Ich führe so gern noch einmal nach Osnabrück, träumte meine Mutter."[6] Ich schaute ihnen zu, wie sie den Besuch aufnahmen – was würden sie daraus machen?

Zu Beginn des Gesprächs, an einem Oktobertag im Jahr 2012, steht eine dreifache Frage. „Werde ich gehen, werde ich dort gewesen sein, werde ich jemals dort gewesen sein?" Damit ist Osnabrück gemeint, sicherlich. Aber auch Deutschland ist damit gemeint, die Sprache, die Vergangenheit, das Gedächtnis und das damit einhergehende Vergessen, und all diese Verben, zugehören, bleiben, zurückkommen, aufbrechen, und diese Nomen, Exil, Name, Archiv. Und Shakespeare und Montaigne, die nie weit weg sind. Das Buch spricht auch davon, glaube ich – aber haben wir wirklich davon gesprochen, weiß man, welche Schatten vor diesen Ufern umhergeschweift sind?

Cécile Wajsbrot

Ich habe Deutschland immer geliebt, gemocht

Und doch –

Ich habe es voll Respekt auf Abstand gehalten, es geschätzt, jenseits vom Nazismus, darüber

Und doch –

Ich mag, dass meine Mutter Eve, die daraus geboren und daraus entwichen war, mir eine aufgeklärte Liebe nie verboten hat, die sie selbst nicht mehr unbefangen teilen konnte.

Ich wollte nach Osnabrück fahren wie zu meiner Mutter und mit ihr.

Aber meiner Mutter Eve gelang es nie, dieses Wollen zu teilen.

Obwohl ich nicht glaubte, ein rätselhaftes ursprüngliches Exil jemals überwinden zu können, zumal ich die so geliebte **S**tadt meiner Mütter meinen Wünschen entweichen sah, bin ich noch lebend nach Osnabrück, deutsche Stadt, zurückgebracht worden, während meine Mutter fortging und das Deutsche mit sich nahm.

Cécile hat mich geholt. Sie erklärt sich dazu. Aber diese Geste bleibt mir unerklärlich, wie Freundschaft überhaupt es ist.

Von unsichtbaren und sehr machtvollen Kräften werden wir wieder zur Welt, zu den Welten gebracht, getragen, getrieben, zurückgerufen, sie sind so etwas wie Engel, die unsere inneren Reisen steuern.

Mit Geduld, Feinsinn, Beharrlichkeit und dieser diskreten unendlichen Großzügigkeit, die ihr Synonym ist, hat Cécile mich ins Schlepptau genommen, mich in meine vorgeburtliche Stadt und Geschichte geführt, mich ihnen zurückgegeben. Ihnen und denjenigen von meinen eigenen Texten, die die deutsche Sprache, meine Mutter, hervorgebracht hat und die ich selbst am andern Ufer des Lethe hatte schlummern lassen.

Ich weiß heute noch nicht alles, was ich ihrem Ruf, ihrem Zuhören verdanke. Das geht so weit, es ist mehr als ein Leben, es ist unermesslich und unterirdisch, *souterrain*. Und *souverain*, wie das Gute selbst.

Es ist so, als ob Cécile mir im rechten Augenblick meine Mutter in mir gerettet hätte. Meine Mutter – und – Umgebung: die Sprache, die **G**eschichte, das Epos, Europa, Afrika den Schrecken und den Jubel. Cécile, so lächelt mir still der Vorname meines deutschen Glücks, *ma chance allemande*.

Es gab zwischen Cécile und mir einen Pakt, der sich zwanglos ergab aus der Liebe der Literatur und allem, was aus ihr erwächst: die Liebe des anderen, der lebendige, lebenserhaltende Geschmack am Gedächtnis und die Hoffnung auf Auferstehung.

Ich bin das Ergebnis von mehr als einem Geburtsland. Das Sonderbare, heute fast Unvorstellbare an dem, was sich in meinen Anfängen zusammenfügte, liegt darin, dass sich infolge der Kriege, Gewaltsamkeiten, Massaker in der menschlichen Chronik unvorhergesehen eine Zeit ergab, meine Kinderzeit in Oran, in der ein Deutschland in Algerien weilte: das Deutschland der Geflüchteten, der Flüchtlinge. Ein paar Jahre lang konnte man im Park von Oran von Bank zu Bank deutsche Sätze flattern hören. Diese Jahre – grausame und

poetische Jahre – sind vollkommen verschwunden. Ich bin die einzige Überlebende dieses afrikanischen Halts in der deutsch-jüdischen Odyssee.

Jedes Mal wenn ich sagen will: Al –
erheben sich meine beiden Länder, *Algérie* und *Allemagne*. Sie sind so unähnlich so verbunden, sie mischen sich in mich ein und verstehen sich nur durch ihre Erfahrungen von Leid und Hass, über die die Liebe gesiegt hat.

Alles was folgt, ist zitternd geschrieben worden, in Jahren am letzten Rand, während meine Mutter in ihrer vom Jäger Gracchus gemieteten Barke ihre Irrfahrt an den Ufern des Lebens entlang begann. Mit dem Schaudern, das in meinem Körper wuchs, davor, mit Maman das Deutsche und meine Deutschländer zu verlieren.

Unser Schiff fährt blindlings drauflos und wie kristallisiertes Kielwasser ist daraus schließlich ein Buch entstanden. Eines Tages legen wir an. Wir werden empfangen von Dominique Bourgois. Als seien wir erwartet worden. Es kommt vor, dass bei diesen Abenteuern der Seele auch der Schauplatz des Verlags an der mythologischen Wanderfahrt teilhat. Etwas vom Schicksal und von der Notwendigkeit ist dort bewahrt.

Dieses unruhige Buch voll Vertrauen wurde von bewundernswerten Wohlgesonnenheiten und von einer Tätigkeit begleitet, ohne die weder es (das Buch) noch ich in dieser Welt wären. Es handelt sich um Galilée (Michel Delorme), meinen treuen persönlichen Verleger, bei dem in demselben deutschen Jahr *Gare d'Osnabrück à Jerusalem*[7] erscheint, ein Text, der aus dem Besuch in Osnabrück hervorging, den Cécile erwähnt.

Und es handelt sich um die Stadt Osnabrück, so wie sie sich im 21. Jahrhundert als **F**riedensstadt versteht, Vorkämpferin der solidarischen Initiativen und der Erinnerungskultur* durch die noble Vermittlung ihrer Institutionen: das Rathaus – mit all seinen Bürgermeister~innen –, die Universität von Osnabrück mit unseren Freunden, die Museen und Bibliotheken, eine ganze Welt ethischer Wachsamkeit, die in genau diesem historischen Augenblick in meinen Augen beispielhaft und, so fürchte ich, von Unwettern und Bedrohungen umzingelt ist.

Deshalb ist die Partei, die dieser Text ergreift, ein Friedenstraum.

Hélène Cixous